

Christiane Franke, geboren 1963, lebt in Wilhelmshaven an der Nordseeküste. Hier spielt die Serie um ihr Kommissarinnenduo Oda Wagner und Christine Cordes. Ihre Kurzkrimis erstrecken sich über den gesamten deutschsprachigen Raum. Sie ist u. a. auch Herausgeberin von Anthologien und Dozentin für Kreatives Schreiben, war 2003 für den Deutschen Kurzkrimipreis nominiert und erhielt für 2011 das Stipendium »Tatort Töwerland« der Insel Juist.

CHRISTIANE FRANKE

Mord zwischen Ebbe und Flut

KÜSTEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Viel mehr als unsere Fähigkeiten
sind es unsere Entscheidungen,
die zeigen, wer wir wirklich sind.*

Joanne K. Rowling

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische

Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlagmotiv: photocase.com/.BJO3RN.

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2014

ISBN 978-3-95451-256-0

Küsten Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Mittwoch

Die Vögel zwitscherten in der untergehenden Frühlingssonne, als ein Schuss die abendliche Idylle zerriss und die Ruhe zerstörte, die sich über die Stadt legen wollte. Tobias Kuhn zuckte zusammen. Er musste einen Moment eingenickt gewesen sein. Um diese Uhrzeit war unter der Woche nie viel los. Gegen Monatsende und bei dem anhaltend guten Wetter sowieso nicht. Da schnappten sich die Leute eher ihr Fahrrad, als ein Taxi zu rufen. Nur morgens stand das Telefon nicht still, wenn die alten Leute zu ihren Ärzten, Kinder zur Schule und Geschäftsleute zum Bahnhof gefahren werden wollten. Gegen einundzwanzig Uhr dagegen war es alltags eher mau.

Tobias horchte in Richtung Treppenhaus. Hatte er geträumt? War es tatsächlich ein Schuss gewesen? Er fuhr sich mit der rechten Hand über die kurz geschorenen Haare, starrte die Telefonstation auf dem Tisch vor ihm an und überlegte. Wenn er jetzt die Polizei anrief, was sollte er denen sagen? »Ich hab einen Knall gehört, der wie ein Schuss klang?« Die würden ihn bestimmt für einen Spinner halten und gleich wieder auflegen, denn woher das Geräusch kam, konnte er ja nicht sagen. Da hielt er besser den Mund und tat so, als sei nichts gewesen. Und überhaupt: Er wusste ja auch gar nicht, ob etwas gewesen war.

Die Haustür knallte.

War das eben vielleicht auch die Haustür gewesen? Oder eine Wohnungstür in einem der oberen Stockwerke?

Das Telefon klingelte.

»Taxen Schultz, guten Abend«, meldete er sich.

»Tobias?« Die leise weibliche Stimme klang wie die von Judith aus dem ersten Stock. Judith studierte Maschinenbau an der Jade Hochschule und jobbte nebenbei als Kellnerin. Nach der Schicht kam sie gern auf einen Klönschnack vorbei.

»Ja.« Normalerweise rief Judith nie an. Sie kam einfach runter.

»Hast du das auch gehört?« Noch immer sprach Judith leise und zögernd.

»Was gehört?«

»Na, das gerade. Das klang wie ein Schuss.«

Also hatte er sich nicht geirrt. Bevor er antwortete, räusperte er sich. »Jo. Ich war mir allerdings nicht sicher, ob ich mir das nur eingebildet hab. Aber wenn du es auch gehört hast ... Weißt du, woher das kam?«

»Ich glaub, von nebenan. Von Andreas.«

Andreas Schmidt wohnte auf derselben Etage wie Judith. In der gegenüberliegenden Wohnung.

»Hast du schon bei ihm geklingelt?«

»Ich trau mich nicht. Was ist, wenn da einer mit 'ner Waffe drin ist? Kannst du nicht hochkommen? Dann klingeln wir zusammen.«

»Geht nicht. Ich muss in der Zentrale bleiben. Wenn der Chef mitkriegt, dass ich die unbesetzt lasse, bin ich meinen Job los. Aber ich kann mal eben bei Andreas anrufen.«

»Das ist eine gute Idee. Vorhin, als ich Spaghetti gekocht hab, lief drüben noch Musik. Sein Küchenfenster steht wohl offen, ich hab jedenfalls gedacht, er könnte das auch etwas leiser stellen. Muss ja nicht jeder seinen Musikgeschmack teilen, und Frau Weinert über uns hat sich ja auch schon ein paarmal beschwert. Die kann Santana nicht leiden.«

Es klingelte auf der anderen Leitung.

»Warte mal kurz«, bat Tobias, nahm den anderen Hörer ab und meldete sich wieder mit: »Taxen Schultz, guten Abend.« Kurz darauf hatte er Wagen drei in die Friederikenstraße geschickt und wandte sich wieder an Judith. »Ist gut, ich ruf bei ihm an. Bleib dran. Ja?«

»Ja. Ich stell mich an meine Wohnungstür. Wenn sich drüben was Ungewöhnliches tut, mach ich sie schnell zu.«

Tobias sah auf die Mitarbeiter-Telefonliste, die jemand mit Tesafilm an den abgenutzten Tresen geklebt hatte, hinter dem er saß. Andreas fuhr gelegentlich für Taxen Schultz, überwiegend an jenen Tagen, an denen sie zusätzliche Fahrer brauchten. Silvester zum Beispiel oder wenn es in der Stadthalle große Konzerte gab. Oder beim Super-Event »Wochenende an der Jade«, das an jedem ersten Juli-Wochenende in Wilhelmshaven stattfand. Wenn jemand

ausfiel, sprang Andreas auch mal spontan ein. Tobias vermutete, dass Andreas einfach zu wenig soziale Kontakte hatte. Aber wer war er schon, dass er darüber ein Urteil fällen könnte? Er tippte die Nummer ein, und es tutete im Hörer. Auf der anderen Seite hörte er Judith aufgeregt sagen: »Ich höre es klingeln. Eins, zwei, drei ...«

Nach dem sechsten Mal sprang der Anrufbeantworter an.

»Und nun?«, fragte Judith.

»Du könntest rübergehen. Wenn er nicht da ist, ist er nicht da und vermutlich auch sonst niemand. Wenn du es dir zutraust, geh hin. Ich bleib am Telefon, da kann dir nix passieren. Sollte wirklich jemand geschossen haben, ist der bestimmt längst weg. Ich hab vorhin die Haustür zuknallen hören. Also. Traust du dich?«

»Wenn du wirklich am Telefon bleibst.«

»Klar.«

»Also gut.«

Auf der anderen Leitung kam der nächste Anruf herein, aber diesmal nahm Tobias nicht ab.

»Ich bin jetzt an seiner Tür.«

»Dann klingel.« Im nächsten Moment hörte Tobias die Türglocke durchs Telefon.

»Er macht nicht auf.«

»Versuch, ob du die Tür öffnen kannst.«

Die Griffgarnituren in diesem Haus waren beinahe ebenso alt wie der Altbau selbst und hatten sowohl auf der Innen- als auch auf der Außenseite normale Klinken. Das einzige Zugeständnis des Hausbesitzers an die Mieter waren Sicherheitsschlösser der ersten Generation, über die Einbrecher heutzutage nur müde lächelten, bevor sie in Sekundenschnelle das Schloss geknackt hatten.

»Tobi, das geht.«

»Geht?«

»Ja. Ich kann die Tür öffnen.«

Er hörte Judith laut atmen, dann rief sie verhalten: »Andreas?«

Tobias spürte, wie Nervosität ihn packte. Judith rief noch einmal. Diesmal lauter.

»Andreas?« Kurz darauf sagte sie: »Er antwortet nicht.«

»Geh rein.«

»Is gut. Aber du bleibst bei mir, ja?«

»Klar.« Tobias hörte das Knarren der alten Wohnungstür, dann das Knarzen der Dielen, als Judith den Flur entlanglief. Plötzlich keuchte sie.

»Andreas? Ist alles in Ordnung? Ich bin's. Judith. Und ich hab Tobias am Telefon, der ist unten und jeden Moment auch hier. Andreas? Sag doch was.«

Tobias fühlte, wie Beklemmung seinen Rücken heraufkroch.
»Judith?«

Als Judith sprach, klang ihre Stimme rau. »Andreas liegt verkrümmt auf dem Fußboden. Er rührt sich nicht. Auf seinem Hemd breitet sich ein roter Fleck aus. Du, ich glaub, der ist tot.«

»Scheiße. Geh vorsichtig wieder raus. Ich ruf die Polizei.«

Die Luft war lau, kaum ein Wölkchen stand am Himmel. Lange hatte man in Wilhelmshaven auf solche Frühlingsabende gewartet. Der weitläufige Platz vor der Bühne des Kulturzentrums Pumpwerk war zum Bersten voll. An den Kassenhäuschen, in denen Getränkemarken und Becher verkauft wurden, hatten sich lange Schlangen gebildet.

Kriminaloberkommissarin Oda Wagner hasste es, in solchen Schlangen anzustehen. Ihr Freund Jürgen hatte vorgeschlagen, die Motivbecher vom letzten Jahr mitzunehmen, wenn sie sich dadurch das Anstehen für Getränkemarken auch nicht ersparen konnten, doch dem hatte Oda unmöglich zustimmen können.

»Hör mal, es geht um die Förderung der hiesigen Kultur«, hatte sie Jürgens Ansinnen sofort abgeburstet. »Wenn wir schon umsonst ein Open-Air-Konzert erleben dürfen, müssen wir wenigstens unseren minimalen Beitrag dazu leisten und nicht schummeln. Die Künstler wollen schließlich Gage haben, und von irgendwas müssen sie ja bezahlt werden.«

Reumütig hatte Jürgen zugestimmt, denn als Journalist wusste er, wie schwierig es oft war, die finanzielle Anerkennung kreativen Schaffens durchzusetzen.

»Hast du noch Marken vom letzten Mal, oder muss ich mich anstellen?«

Wieder einmal hatten sie es nicht rechtzeitig zum Beginn der Veranstaltung geschafft. Die Band »Soulman« sorgte bereits für ausgelassene Stimmung auf dem Platz. Am Rand der Menge sah Oda ihren Kollegen Nieksteit neben seinem Kumpel Richard, einem ehemaligen Bundesligahandballspieler, der mit seinen zwei Metern fünf und dem silbergrauen Dreitagebart nicht zu übersehen war.

»Hier.« Jürgen drückte ihr vier Plastikmünzen in die Hand, steckte sein Portemonnaie wieder in die Gesäßtasche, schlang seinen Arm um ihre Schulter und zog sie mit sich zur Bierbude. »Erst mal ein kühles Blondes«, sagte er fröhlich und gab ihr einen Kuss auf den dunklen Haaransatz. Jürgen war einen Kopf größer als Oda, aber sie behauptete gern, sie könne den körperlichen Unterschied im Geistigen wettmachen.

Schnell hatten sie die Plastikmünzen gegen Plastikbecher mit Bier darin getauscht und mischten sich gerade in die Menge der laut mitsingenden Menschen, als Oda in der Vordertasche ihrer Jeans ihr Handy vibrieren spürte.

Nicht rangehen, war ihr erster Gedanke. Alex konnte warten, er musste kapieren, dass sich nicht alles in ihrem Leben um ihn drehte. Es sei denn ... Es sei denn, er hätte mit seinem kleinen alten Twingo einen Unfall verursacht. Er fuhr eindeutig zu schnell. Oda hatte versucht, ihrem Sohn klarzumachen, dass man innerorts aus guten Gründen wirklich nur die gesetzlich vorgeschriebenen fünfzig Stundenkilometer fahren durfte, aber Alex hatte derzeit ein eigenartiges Gefühl von Freiheit. Nicht nur, was den Straßenverkehr betraf.

»Prost!« Jürgen setzte seinen Becher an den Mund, als Oda ihm ihr Bier in die Hand drückte.

»Halt mal.« Sie fischte das Handy aus der Tasche, doch das Display zeigte nicht die Nummer ihres Sohnes, sondern die der Zentrale.

Mist.

»Bin gleich wieder da.« Ohne Jürgen näher zu informieren, schob sie sich durch die Massen dem Kanal entgegen, wo es etwas ruhiger war, und tippte auf die verpasste Nummer.

»Polizei Wilhelmshaven, Herz.«

»Herzchen, ich bin's«, sagte Oda, als sie die Stimme ihres Lieblingseinsatzkollegen hörte. »Du hast angerufen?«

»Ja. Tut mir leid, dich zu stören, aber wir haben einen Toten nach einer Schussverletzung. Da müsstest du hin.«

»Schiete.«

»Ja. Das würde der Tote sicher auch sagen.«

Oda musste schmunzeln. Herz hatte so einen trockenen Humor.

»Okay, wohin soll ich also?«

Herz gab die Adresse durch. »Ist bei dir um die Ecke.«

»Na prima. Dann kann ich ja nach getaner Arbeit gleich ins Bett fallen. Hast du Christine erreicht? Ist die Spusi schon informiert?«

»Ja. Nee. Die Spusi ist auf dem Weg, Christine hab ich nicht erreicht, aber Krüger kommt.«

»Och, Krüger. Hättest du das nicht anders deichseln können?«

»Er hat eben auch Bereitschaft.« Oda hörte den Kollegen förmlich grinsen. »Aber ich bin mir sicher, du lässt dich von ihm nicht unterkriegen.«

»Ich mich von Krüger? Im Leben nicht! Also, tschüss.« Mit einem Schnaufen, als hätte sie gerade Tonnen von Blumenerde-Säcken geschleppt, beendete Oda das Gespräch. Einen Moment blieb sie stehen, sah hinüber zur begeisterten Menschenmasse, die an diesem lauschigen Abend das »Soulman«-Konzert genoss. Ob Christine auch irgendwo im Getümmel steckte?

Aber Christine war – im Gegensatz zu ihr selbst – immer so furchtbar korrekt, die trug das Telefon bestimmt so, dass sie ein Klingeln auf gar keinen Fall verpasste.

Oda überlegte. Bis sie wieder bei Jürgen wäre, würde es dauern. Die gleiche Zeit noch mal, um zurück zum Rad zu gelangen – nein, das war zu lang. Sie tippte Jürgens Kurzwahl in ihr Smartphone und stellte die Verbindung her, doch erwartungsgemäß hörte Jürgen das Klingeln in seiner Westentasche nicht. Sie sprach ihm auf die Mailbox und schickte noch eine WhatsApp hinterher: »Gibt einen Toten, muss los, melde mich später.«

Dann lief sie zu ihrem Rad, das sie nicht weit entfernt an einen Baum gelehnt hatte, schloss es auf und stieg in die Pedale.

Keine zehn Minuten später war sie vor Ort. Die Kollegen der Spurensicherung waren schon mitten in der Arbeit, Gerd Manssen als Chef der Abteilung vorneweg. Oda zog die obligatorischen Plastiküberschuhe an, bevor sie in die Wohnung ging, sehr darauf bedacht, keine Spuren zu beschädigen oder zu verwischen. In der kleinen Küche hatte der Fotograf die ersten Bilderserien für die photogrammetrische Auswertung bereits im Kasten. Der Tote lag seitlich auf dem Fußboden zwischen einem quadratischen kleinen Tisch und der Spüle. In seinem hellen blau-weiß gestreiften Oberhemd war ein dezentes Einschussloch inmitten eines ausgedehnten Blutflecks sichtbar. Oda suchte mit ihren Blicken den Raum ab. War das Projektil ausgetreten und irgendwo stecken geblieben?

Die Küchenzeile bestand aus zusammengestückelten einzelnen Elementen. Nicht einmal eine alles überdeckende Arbeitsplatte gab es. Spüle, Gasherd und Waschmaschine standen nebeneinander, darüber hingen weiße Resopalschränke, deren Griffkanten stark abgenutzt waren. Durch das geöffnete Fenster drangen Kinderstimmen. Oda runzelte die Stirn. Es war doch schon nach neun.

Sie trat ans Fenster und warf einen Blick hinaus. Da sie selbst in der parallel verlaufenden Holtermannstraße wohnte, wusste sie von den Gärten, die hinter einigen Häusern dieses Viertels grüne Oasen bildeten und den Kindern Spielmöglichkeiten boten. In diesem stand ein Schaukelgestell, auf dem zwei vielleicht Achtjährige um die Wette schaukelten. In einer Sandkiste lagen Eimer, Förmchen und Schippe, es gab sogar einen kleinen Gartenteich. Das fand Oda etwas gefährlich für die Kinder. Dass die Kleinen außerhalb der Ferienzeiten um diese Uhrzeit noch ausgelassen im Garten herumtollten, war ihr unbegreiflich.

Aber vielleicht musste sie das auch nicht verstehen. Sie hatte ohnehin den Eindruck, dass die Kindererziehung heutzutage auf eine völlig andere Art vonstattenging als in den vergangenen Jahrzehnten, als sie selbst erzogen worden war und Alex erzogen hatte. An die Auswirkungen, die diese nun vorherrschende Art der Erziehung auf die Gesellschaft haben würde, wollte sie jetzt lieber nicht denken. Einfach würde es die Generation der »Prinzen und Prinzessinnen« von heute sicher nicht haben.

Während die Kollegen Spuren sicherten, sah Oda sich um. In der Spüle stand Geschirr. Zwei Teller, zweimal Besteck. Auf dem Herd eine benutzte Pfanne, die einen Rest Gyros enthielt, zumindest sah es danach aus. Auf dem Küchentisch standen ein Glas und ein Plastiktöpfchen mit einem Rest Zaziki. Der Tote hatte Besuch zum Essen gehabt. Aber warum gab es dann nur ein Glas?

Im Flur polterte es. Das musste Krüger sein. Tatsächlich stand der Rechtsmediziner im nächsten Moment in der Tür.

»Schön, dass Sie endlich da sind, Doc.« Süffisant lächelnd sah Oda ihn an. »Eigentlich brauche ich Sie gar nicht mehr. Schussverletzung aus naher Distanz. Kaum Spritzblutung nach außen. Die Nachbarin, die aufgrund des Knalls in die Wohnung kam, hat ausgesagt, sie habe gesehen, wie sich das Blut langsam auf dem Hemd ausbreitete.«

Krüger verzog das Gesicht.

»Ja, ja, das alte Spiel, Frau Wagner. Sie haben eben den Heimvorteil, und nun meinen Sie auch noch, meine Arbeit übernehmen zu können. Dabei muss ich erst ...«

»Ersparen Sie mir die Leier vom langen Anfahrtsweg. Kümmern Sie sich lieber um den Leichnam.« Oda genoss es, ihrer Stimme einen gelangweilten Ton zu verleihen, obwohl sie sich gerade köstlich amüsierte. Dieser Punkt ging eindeutig an sie.

Mit Todesverachtung sah Krüger sie an, stellte seinen Arbeitskoffer auf die Abtropffläche der einfachen Edelstahlspüle, streifte sich Latex-Handschuhe über und trat zu dem Toten.

Wenig später sprach er das in sein Diktiergerät, was Oda schon gesehen hatte. »Vermutliche Todesursache: Schuss aus kurzer Distanz. Kleiner Substanzdefekt vorn.«

Damit meinte er das Einschussloch, wie Oda wusste.

»Packen Sie mal eben mit an?«, fragte er die Kollegen der Spurensicherung.

Zwei Beamte griffen zu und drehten den Toten so, dass man den Rücken sehen konnte. »Kleines Ausschussloch hinten«, diktierte Krüger weiter. »Ich vermute, er war nicht auf der Stelle tot, sondern hatte noch zwei bis vier Sekunden. Auch dann, wenn es ein Schuss durchs Herz war, wovon ich jetzt mal ausgehe. Kann sein, dass er nicht im Stehen erschossen wurde, das kläre ich dann

anhand des Eintrittswinkels. Er kann jedenfalls durchaus noch verwundert geguckt haben und aufgestanden sein, um sein Gegenüber zu maßregeln, bevor er kollabierte.«

Oda verkniff sich jede Bemerkung, was ihr heute ausnahmsweise leichtfiel. Vielleicht, weil Krüger erstaunlich sachlich blieb und nicht wie sonst den Oberlehrer herauskehrte, was Oda dann allerdings schon wieder seltsam vorkam. Sie betrachtete ihn mit leichtem Argwohn. Führte er etwas im Schilde?

»Ich gehe davon aus, dass der mehrheitliche Blutaustritt in die Brusthöhle erfolgte.« Krüger unterbrach die Aufzeichnung. »Wo ist die Waffe?«, fragte er und setzte nun doch wieder diesen Lehrerblick auf. Na bitte. Der konnte einfach nicht lang normal sein. Sie zuckte mit den Schultern.

»Nicht da.«

»Wie? Nicht da?«

»Nicht da. Oder auch weg. Um es einfach auszudrücken. Der Täter wird sie mitgenommen haben. Kann man bei einem einigermaßen intelligenten Täter ja auch verstehen. Schließlich lässt kaum ein normaler Mensch freiwillig die Tatwaffe bei der Leiche zurück. Da könnte er ja auch gleich selbst stehen bleiben.« Oda steckte sich demonstrativ ein Kaugummi in den Mund.

Krüger nickte, drückte die Aufnahmetaste seines Diktafons und ergänzte: »Waffe nicht auffindbar. Da es lediglich einen kleinen Substanzdefekt und ein ebenso unauffälliges Austrittsloch gibt, tippe ich auf eine Kurzwaffe mit Neun-Millimeter-Vollmantel-Munition. Das würde auch die fehlende nach außen sichtbare Spritzblutung erklären.«

Ohne dass Oda nachgefragt hätte, erklärte der Rechtsmediziner überheblich: »Bei einer größeren Waffe, zum Beispiel einem Sturmgewehr respektive bei anderer Munition, wäre wesentlich mehr Energie in den Körper des Opfers übertragen worden und hätte einen Impuls nach hinten verursacht, sodass die Auffindsituation eine andere gewesen wäre.«

»Aha.«

»Wo ist der Täter?«

Oda schaute sich mit theatralischer Miene um. »Ich seh ihn hier grad nicht. Dann wird er wohl auch weg sein.«

Sie blickte Krüger in die Augen und sah, dass diesem fast die Hutschnur platzte.

»Ist ja schon gut, Doc. Der Telefonist aus der Taxi-Zentrale hat die Haustür ins Schloss fallen hören, und da es keinen Balkon gibt, gehe ich davon aus, dass der Täter das Haus auf die herkömmliche Art verlassen hat. Es sei denn, Sie sagen mir, dass etwas anderes in Frage kommt.« Diesen kleinen Seitenhieb konnte sich Oda dann doch nicht verkneifen.

»Nein.« Krüger steckte seine Utensilien wieder in seine Arbeitstasche. Die Spurensicherung hatte unterdessen die benutzten Teller, das Besteck, das Glas und die Zaziki- und Gyrosreste in Plastiktüten verstaut und ebenfalls eingepackt.

»Gut. Dann lasse ich den Toten jetzt abholen, wenn Sie nichts dagegen haben. Gerd, oder brauchst du noch Zeit?«, fragte sie auch Manssen und zückte ihr Handy, nachdem dieser »Nee, er kann weg« gesagt hatte.

Sie wählte die Kurzwahl neun, unter der sie den Vertragsbestatter eingespeichert hatte. Erst hatte sie es ja ziemlich makaber gefunden, ein Bestattungsunternehmen unter ihre zehn wichtigsten Telefonnummern aufzunehmen, aber bislang hatte sie diese Kurzwahl gottlob nur aus rein beruflichen Gründen wählen müssen. An Nummer zwei war Alex, an drei Jürgen. Die Eins konnte man eigenartigerweise nicht mit einer eigenen Nummer besetzen.

Sie musste mal ausprobieren, was geschah, wenn man die Eins als Kurzwahl drückte. Würde sie dann bei ihrem eigenen Verein landen? Egal. War ja nicht so wichtig. Auf der Sechs jedenfalls war die Polizeiinspektion gespeichert, und Christine hatte lange die Kurzwahl acht belegt, vor einiger Zeit aber hatte Oda sie auf die Fünf aufrücken lassen.

Diese Zahl drückte sie, als Krüger und das Team der Spurensicherung die Wohnung verlassen hatten und sie allein mit der Leiche auf deren Abtransport wartete. Es klingelte fünfmal, dann sprang die Mailbox an. Das war ungewöhnlich. Oda legte auf, ohne eine Nachricht hinterlassen zu haben, und wählte Christines Festnetzanschluss.

Auch da verkündete nach mehrmaligem Klingeln nur eine automatische Stimme, der gewünschte Teilnehmer sei nicht erreichbar.

Der Piepton gab die Anrufaufnahme frei. »Sag mal, wo steckst du eigentlich?«, fragte Oda nun doch. »Ich muss mich hier ganz allein mit Krüger abplagen, und du machst dir 'nen lauen Lenz? Melde dich doch mal kurz.«

Carsten strich mit seinen Fingerspitzen zärtlich über ihren nackten Bauch. »Du bist so wunderschön.«

Christine lachte kehlig und sah ihn mit glänzenden Augen an. Kerzen warfen ihren flackernden Schein in das Schlafzimmer, gerade hatte Amy Winehouse geendet, nun floss Renee Olsteads Stimme mit »What a Difference a Day Makes« aus dem Lautsprecher des altmodischen CD-Players in den Raum. Wie dieser Song passte!

Tatsächlich hatte vor acht Wochen ein einziger Tag ihr Leben auf den Kopf gestellt, als sie beim Frauenarzt erfahren hatte, dass sie schwanger war. Die Nachricht war zunächst einmal ein Schock gewesen. Denn das Letzte, was in ihren derzeitigen Lebensplan passte, war ein Baby. Wie es trotz Pille zur Schwangerschaft kommen können, war ihr schleierhaft. Es musste eine dieser Launen der Natur gewesen sein – oder die Übelkeit nach dem feuchtföhlichen Betriebsessen beim Griechen, als sich Nieksteits Fußballfreunde mit an den Tisch gequetscht und die eine oder andere Runde Ouzo ausgegeben hatten.

Natürlich konnte sie tun und lassen, was sie wollte, aber zu einem Leben mit Kind gehörte in ihrer altmodischen Vorstellung ein funktionierendes Elternhaus. Der Vater ihres ungeborenen Kindes küsste ihr zwar gerade den Bauch, aber außer ihrer Kollegin Oda Wagner wusste niemand von der engen Beziehung zu Carsten Steegmann. Denn obwohl der Staatsanwalt seit geraumer Zeit nicht mehr mit seiner Frau und den Kindern in einer gemeinsamen Wohnung lebte, hielt er nach außen immer noch das Bild der funktionierenden Familie aufrecht.

Nachdem sie an diesem besonderen Tag vor acht Wochen die Frauenarztpraxis verlassen hatte, war Christine an den Südstrand gefahren, hatte sich in der »Seenelke« eine heiße Schokolade be-

stellt und aufs bewegte Nordseewasser des Jadebusens gestarrt. Sich gequält mit der Frage, was sie nun tun sollte. Ihren Job als Kriminaloberkommissarin könnte sie als alleinerziehende Mutter eines Säuglings nicht mehr ausüben. Ein Jahr Auszeit nehmen und dann wieder einsteigen, das würde sie finanziell sicherlich hinkriegen.

Doch sie müsste Carsten informieren. Er hatte ohnehin ein Anrecht darauf. Oder doch nicht? Sie könnte genauso gut allein eine Entscheidung treffen. Eine Entscheidung, die für das kleine Wesen, das sie so unverhofft auf dem Ultraschallbild gesehen hatte, Leben oder Tod bedeutete. Besaß sie das Recht, diesem Wesen das Leben zu nehmen? Hatte andererseits dieser kleine Krümel in ihrem Bauch das Recht, *ihr* Leben so grundlegend auf den Kopf zu stellen? Christine hatte eine Woche gebraucht, um sich zu entscheiden. Eine Woche, die zerrissener nicht hätte sein können. Letztlich war sie zu dem Schluss gelangt, dass sie das Baby bekommen würde.

In ihrer Ehe mit Frank hatte es mit einer Schwangerschaft nicht geklappt. Sie hatte sich schuldig gefühlt. Und minderwertig. Als sie erfuhr, dass Frank einer Bäckereifachverkäuferin ein außer-eheliches Kind gemacht hatte, war ihr weiblicher Selbstwert ins Bodenlose gefallen. Vielleicht war das Gefühl, jetzt, mit vierzig Jahren, doch eine vollständige Frau sein zu können, der Grund für ihre Entscheidung gewesen. Ihr Verstand jedenfalls argumentierte vehement dagegen.

Und obwohl sie normalerweise ein Verfechter direkter Ansprachen war, hatte sie diesmal sogar auf das feige Kommunikationsmittel SMS zurückgegriffen, um Carsten von den Veränderungen, die ja auch sein Leben betrafen, in Kenntnis zu setzen.

»Habe heute ein unverhofftes Geschenk erhalten«, hatte sie ihm geschrieben. »In wenigen Monaten werden wir es beide in den Armen halten können.«

Zunächst hatte Carsten nicht reagiert. Christine hatte abgewartet. Angespannt, aber von der Richtigkeit ihrer Entscheidung überzeugt. Sie würde dieses Baby bekommen. Und sie würde das Leben mit ihm gemeinsam meistern. Auch ohne Carsten. Dieses Wissen hatte eine unglaubliche Glückswelle in ihr freigesetzt.

»Findest du, man sieht schon was?«, fragte sie.

Christine hatte für diesen Abend sämtliche Zweifel und unschönen Gedanken über Bord geworfen. Warum nicht einmal so tun, als sei alles normal, in Ordnung und den Normen entsprechend? Natürlich sah man im Liegen noch nichts, lediglich im Stehen erkannte man bei genauem Hinschauen eine kleine Wölbung, die man aber auch einer Gewichtszunahme zuschreiben konnte. Es war ein seltener, ein außergewöhnlicher Abend. Carsten und sie hatten gemeinsam gekocht, Hähnchenbrustfilets mit Ingwer, Orangen und Möhren, dazu gab es Blattsalate und einen leichten Weißwein. Für Carsten. Christine hatte sich mit Apfelschorle begnügt. Wenig Apfelsaft, viel Wasser, serviert im Weinglas.

»Ein bisschen vielleicht.« Er rutschte zu ihr hoch und nahm sie in den Arm. »Ist aber sicher ganz gut, wenn es noch nicht allzu offensichtlich ist. Sonst bombardiert man dich mit Fragen.« Er wollte sie auf den Mund küssen, doch Christine drehte den Kopf weg. Ein unangenehmer Geschmack lag ihr auf der Zunge, und Eric Claptons »Wonderful Tonight« passte absolut nicht dazu. Ohne zu antworten, stand sie auf.

»Ich mach mir einen Tee. Möchtest du auch einen?«

Carsten sah sie verwundert an. »Danke. Nein. Ich hab ja noch Wein. Hab ich was Falsches gesagt?«

Christine schüttelte unmerklich den Kopf und lief barfuß die Holzterrasse hinunter. In der Küche stellte sie den Wasserkocher an, nahm aus dem Kühlschrank eine Scheibe italienische Mortadella und stopfte sie sich in den Mund. Während sie darauf wartete, dass das Wasser kochte, fiel ihr Blick auf den Anrufbeantworter, in dessen digitaler Anzeige eine Eins blinkte. Der Wasserkocher stoppte, Christine legte den Beutel Indian Chai Tea auf die Arbeitsfläche, trat an die Kommode im Flur, drückte die Wiedergabetaste und hörte Odas Stimme.

Sie sah zur Küchenuhr, einem Designermodell, das die klassische Bahnhofsuhr kopierte. Gleich halb elf. Oda würde noch nicht schlafen. Entschlossen wählte Christine die Handynummer ihrer Kollegin. Der Abend war sowieso gelaufen.

★★★